Ein freiwilliger Dienst an den Patienten

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **72 (1963)**

Heft 2

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-975333

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

EIN FREIWILLIGER DIENST AN DEN PATIENTEN

Manch eine Rotkreuz-Spitalhelferin stellt sich nach Beendigung des Ausbildungskurses einem Spital oder der Rotkreuzsektion ihres Wohngebietes für irgendeine Aufgabe, die im Bereiche des Neugelernten liegt, zur Verfügung. So hat sich vor anderthalb Jahren die junge Rotkreuz-Spitalhelferin Frau Blau beim bernischen Inselspital für den Pfortendienst gemeldet. Wir finden sie dort jeden Montagvormittag. Die belastendsten Tage in der Insel sind die Montage und Dienstage, die Tage der Neueintritte für die chirurgische Abteilung. Mehrere Rotkreuz-Spitalhelferinnen hatten sich in diesen Pfortendienst geteilt, indem eine jede einen halben Tag übernahm; leider sind inzwischen einige ausgeschieden, sei es, weil wachsende häusliche Pflichten sie daran hinderten, sei es, weil sie erkrankt sind. «Nachwuchs» für diesen Pfortendienst wäre somit sehr nötig. Die Redaktion

Welches ist Ihre Aufgabe an der Spitalpforte, Frau Blau?

Sehr oft melden sich Patienten und ihre Angehörigen hier an der Pforte, die die Insel nur sehr wenig oder gar nicht kennen und daher nicht wissen, wo die verschiedenen Abteilungen liegen. Manchmal klopfen auch Patienten an, die die Verhältnisse in der Insel wohl kennen, aber schüchtern und etwas hilflos sind. All dieser nehme ich mich an. Ich begrüsse sie freundlich, nehme ihnen das Köfferchen ab und führe sie zur Abteilung, wo sie erwartet werden. Während des Ganges durch die Gärten und Höfe plaudere ich mit ihnen und helfe ihnen damit über das Gefühl des Verlassenseins und der Fremdheit hinweg, ein Gefühl, das einen kranken Menschen beim Betreten eines Spitals sehr oft befällt. Gerade in diesen ersten Momenten sind die Kranken für jedes gute und verständnisvolle Wort dankbar. Manch ein Patient, der sich einem Eingriff unterziehen muss, äussert Bedenken, die Angst verraten. Hier bedarf es grosser Einfühlungsgabe, für jeden das richtige Wort zu finden; beim einen hilft ein ernsthaftes Eingehen auf seine Bedenken und ein Bemühen, sie zu zerstreuen, beim andern eine lachende kleine Frage, wie bei jenem jungen Mann, den ich fragte: «Sie haben doch nicht etwa Angst?» «Doch», antwortete er mit prächtiger Ehrlichkeit, «ich habe schandbar Angst!»

Wenn Eltern Kinder ins Spital bringen, bedürfen vor allem Vater und Mutter des Trostes; die Kinder sind oft im Moment des Spitalbetretens noch voll Neugierde. Die Eltern sind ja auch noch da, der Abschiedsschmerz bricht erst auf, wenn die Eltern gehen müssen. Zwischen Pforte und Abteilung legt die Mutter der Rotkreuz-Spitalhelferin noch manches ans Herz, was sie später, einmal auf der Abteilung, nicht mehr sagt. «Mein Kind wird unter Heimweh leiden.» — «Mein Kind ist voller Angst.» — «Mein Kind ist sehr liebebedürftig.» Hier kann die Spitalhelferin zur Brücke zwischen der besorgten Mutter und der behandelnden Schwester werden. Doch nicht nur bei Kindern! Es ist eigenartig, wie der Patient auf diesem kurzen Gang von der Pforte bis zur Abteilung sich öffnet, wie er beflissen ist, noch schnell dieses und jenes, was ihn bedrückt, auszusprechen und der Rotkreuzfreiwilligen anzuvertrauen, zu dem er in der Abteilung nicht mehr ganz den Mut aufbringen würde.

Denn gerade die Freiwilligkeit, die Bezeichnung «Freiwillige Rotkreuz-Spitalhelferin» auf unserer Armbinde, übt einen merkwürdigen seelischen Einfluss aus. Ich bin immer wieder erstaunt, aus den Bemerkungen der Patienten zu vernehmen, wieviel es ihnen bedeutet, dass eine Frau, eine Hausfrau, hier an der Pforte einen freiwilligen Dienst für irgendeinen fremden Menschen leistet, ohne dafür bezahlt zu werden, ganz einfach nur deshalb, um Frau A. mit Herzlichkeit zu begrüssen und sie in die Chirurgie zu führen und dabei ein gutes, beruhigendes Gespräch mit ihr zu führen, um dem greisen B. den Arm als Stütze anzubieten und sein Köfferchen zu tragen und ihn, seinem langsamen Gang angepasst, hinüberzubringen in die medizinische Abteilung, um für jeden da zu sein, als hätte sie just auf ihn gewartet. Ohne Bezahlung. Einfach so.

Besonders dankbar sind die Fremdarbeiter; sie machen heute in der Patientenzahl einen ansehnlichen Prozentsatz aus. Man kann hier an der Pforte nicht genug Sprachen beherrschen! Die Südländer sind beim Spitaleintritt besonders hilflos, fast wie Kinder. Sie werden von allen Verwandten und Freunden zur Pforte gebracht, und es ist manchmal ganz unmöglich, in deren Schar den Patienten auf den ersten Blick zu erkennen. Hat er sich dann von seinen Landsleuten getrennt und sich mir anvertraut, ist er für den ersten Kontakt sehr ansprechbar und rührend dankbar für ein teilnehmendes Gespräch.

Ich sagte vorher, wie gut es dem Patienten tut, dass jemand für ihn da ist, der seine Zeit unentgeltlich für ihn einsetzt. Dies tut aber nicht nur dem Patienten gut, sondern in hohem Masse auch der Rotkreuz-Spitalhelferin selbst; denn ihr Einsatz entspricht einem starken seelischen Bedürfnis der Frau. Früher besass jede Frau ein solches Wirkungsfeld. Sie pflegte die betagten Eltern, die sie bei sich auf-

genommen hatte, sie pflegte einen erkrankten Nachbarn oder legte Hand im Haushalt der erkrankten Nachbarin an, die Frau des Prinzipals besuchte die Familien der Arbeiter und half in aller Stille manch eine Sorge seelischer oder materieller Art zu beheben. Heute ist dieses für die Psyche der Frau so wichtige Feld der persönlichen Fürsorge sehr klein geworden oder ganz verschwunden. Im Dienst als Rotkreuz-Spitalhelferin findet sie es wieder und damit das Gegengewicht in unserer an seelischen Werten oft so verarmten Welt, in der sich manche Frau nicht mehr richtig zurechtzufinden vermag.

Mögen noch viele Frauen den Weg zu diesem schönen mitmenschlichen Dienste finden!

EINE FERIENAKTION IN MONTANA

Ermuntert durch die guten Erfahrungen im Jahre 1961 führte die Schweizerische Multiple-Sklerose-Gesellschaft auch im Jahre 1962, nämlich vom 10. September bis 6. Oktober, eine Ferienaktion für stark behinderte Multiple-Sklerose-(MS-)Patienten in der Heilstätte Bellevue in Montana durch. Diese Aktion sollte einerseits den Kranken einen Ferienaufenthalt verschaffen, anderseits die pflegenden Angehörigen für knappe vier Wochen entlasten; denn alle diese Kranken leben in ihrer Familie. Die Heilstätte Bellevue war bereit, die für Patienten und Pflegende nötigen Räume zur Verfügung zu stellen, das Pflegepersonal unentgeltlich zu verköstigen und die Patienten zu einem bescheidenen Pensionspreis aufzunehmen. Die 16 Patienten wurden von Rotkreuzspitalhelferinnen in zwei sich folgenden Gruppen unter der Leitung der diplomierten Krankenschwester Marie Widmer gepflegt. Eine Rotkreuzspitalhelferin, die freiwillig in beiden Gruppen mitarbeitete, hat uns einige ihrer Eindrücke geschildert.

Die Redaktion

Die vier Wochen — für die meisten meiner Kameradinnen die zwei Wochen — bedeuteten für uns Rotkreuz-Spitalhelferinnen in psychischer und physischer Hinsicht eine sehr anstrengende, doch wertvolle Zeit.

Die MS ist eine Nervenkrankheit, die allmählich sämtliche Nerven befällt. Manch ein Patient wird völlig hilflos und ist bei allen Verrichtungen auf Hilfe angewiesen. Da in Montana schwere Fälle unsere Hilfe in Anspruch nahmen, war vor allem die seelische Belastung in den ersten Tagen gross, die indessen rasch der Freude und der Genugtuung Platz machten, im Bewusstsein, dass wir für diese die Beschwerden zumeist tapfer tragenden Menschen eine wirkliche Hilfe bedeuten durften. Wir erkannten bald, dass es bei dieser Krankheit sehr darauf ankommt, wie sich die Patienten dazu einstellen. In einem Zimmer konnte heiterste Laune vorherrschen, im nächsten wurde eine Patientin einer trüben Stimmung nicht Herr und übertrug sie auf die Zimmergenossinnen. Und hier musste die Spitalhelferin so recht aus Herzensgrund die Schatten verscheuchen und der warmen Bergsonne und der Heiterkeit Einlass verschaffen.

In der Familie ist der MS-Patient in der Regel der einzige Kranke, um den sich das ganze Leben dreht, der vieler Aufmerksamkeit bedarf und Rücksichtnahme verlangt, der trüben Stimmungen verfallen kann, aus der ihn herauszuholen die Familienangehörigen nicht immer in gleicher Weise die Kraft besitzen. Hier in Montana konnte es aber sehr gut sein, dass die Zimmergefährtin noch kränker war und dennoch ruhig und heiter blieb, dass der Zimmergefährte eine weit schlechtere Nacht erlitten hatte und dennoch den Morgen mit einem kleinen Pfeifenkonzert begrüsste. Wer hatte dann angesichts solcher Haltung noch den Mut, schlecht gestimmt zu sein, zu klagen und zu jammern? Und so bemühten wir uns, diese tragenden Kräfte einer positiven Einstellung mit dem eigenen Jasagen zu stärken, was uns angesichts der tapferen Haltung der meisten Kranken um so leichter fiel.

Allerdings vermochte uns auch die grösste Heiterkeit nicht über die leisen Untertöne, die manch ein verborgenes Leid, manch einen stillen Kummer andeuteten, zu täuschen. Besonders nachts — ich hatte in der zweiten Hälfte meines Einsatzes den Nachtdienst übernommen — besonders nachts also, wenn manch ein Patient von Schmerzen geplagt wurde, war die Heiterkeit nur noch ein dünnes, zitterndes Lichtlein über einem dunkeln Meer. Da kamen die vielen Fragen über den Sinn des Lebens, Fragen, in denen die geheime Sehnsucht lag, eine gültige Antwort, einen wirklichen Trost zu erhalten. Das waren schwere Fragen, die in die Tiefe gingen, das waren Fragen, die ein ganzes Herz verlangten, um die richtigen Worte zu finden, die der Frage an Tiefe ebenbürtig waren, mittrugen, trösteten. Bevor man diese Antwort aus dem Innersten erhielt, musste man hineinlauschen, in den Fragenden, in sich selbst, und alle Seelenkräfte in einen Punkt sammeln. Dann stiegen die Worte auf wie aus einem tiefen Brunnen.

In diesen nächtlichen Gesprächen wurde manch ein Einblick in die häuslichen Verhältnisse der Patienten gewährt, bei dem man sich in aller Stille